

## **Der Sinn der Gattung in Gottfried Kellers »Sinngedicht« oder: Wie findet ein Wissenschaftler eine Frau?**

Gefragt, ob ich Lust hätte, eine Lektüre eines aktuellen oder von mir wiederentdeckten Textes vorzustellen, fiel mir bald darauf anlässlich eines kurzen, aber um so hitzigeren Tischgesprächs über meine philologisch recht unorthodoxe Auffassung des Begriffs der literarischen Gattung Kellers »Sinngedicht« ein.

Meine Beschäftigung mit Gottfried Keller datiert noch aus meinem etliche Jahrzehnte zurückliegenden Germanistikstudium. Ich wollte, durch den Begriff der Gattung dazu angeregt, diesen tief in meiner Erinnerung vergrabenen Text, der eine Reihe von Heiratsgeschichten versammelt und diese unter einen (literarischen) Gattungsbegriff stellt – eben das Sinngedicht –, wiederlesen. Ich wollte herausfinden, wie es mir heute mit dem Sinn darin geht, ob ich diese Heirat, zu der die erzählten, teils komischen, teils traurigen Geschichten am Ende führen, anders wahrnehme als früher, ob ich sie immer noch als so beglückend empfinde wie in meiner Erinnerung und wenn ja warum. Ich machte mich also an die Lektüre und entdeckte zu meiner Zuversicht in bezug auf mein Vorhaben einiges, was ich früher nicht bewußt wahrgenommen oder worauf ich nicht geachtet hatte und das ich durchaus als der Mitteilung wert empfand.

Kurz vor meinem Aufbruch in die Weihnachtsferien aber – alles war längst angekündigt und meine Lektüre in vollem Gange – mußte ich auf meinem Hängeboden etwas umräumen, sinnigerweise, weil eine Leitung gelegt werden sollte, um eine düstere, etwas vernachlässigte Passage in meiner Wohnung besser zu beleuchten. Dabei fiel mir ein noch ungeöffneter, an mich adressierter Umschlag mit dem Absender der Redaktion des »Wunderblock« in die Hände. Darin befanden sich die ersten drei Hefte der Zeitschrift, die ich aus irgendeinem Grund offenbar Anfang der achtziger Jahre gleich nach meinem Umzug nach Berlin nachbestellt, erhalten und verlegt hatte. Im dritten Heft vom Sommer 1979 fand ich zu meiner absoluten Verblüffung einen Aufsatz von Detlev Otto: »Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers

*Sinngedicht*.<sup>1</sup> Es ist undenkbar, daß mir dieser Aufsatz bei seinem Erscheinen entgangen sein könnte – diese ersten Wunderblockhefte waren mir damals enorm wichtig, und immerhin hatte ich über Keller meine Staatsarbeit geschrieben –, nein, ich hatte einfach vollständig vergessen, ihn je gelesen zu haben, vollständig vergessen, daß er existiert. Der Aufsatz ist beeindruckend klug, frisch und unverfälscht und spricht bereits – trotz seines theoretisch so anspruchsvoll klingenden Titels in ganz unangestremgtem Stil, lässig – vieles von dem aus, woran ich bei meiner eigenen Lektüre gerade herumlaborierte.

Und beim Lesen kam auch tatsächlich eine verschwommene Erinnerung daran zurück. So handelt es sich bei dem, was ich hier vortragen möchte, um eine gebrochene Wiederentdeckung. Tröstlich ist mir dabei ein von Detlev Otto zitierter Keller-Satz über Originalität von Autorschaft und Überlieferung:

»Es wäre der Mühe wert, einmal eine Art Statistik des poetischen Stoffes zu machen und nachzuweisen, wie alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde, sobald nur gedichtet und geschrieben wurde.«<sup>2</sup>

Auch dieser frühe Wunderblockaufsatz eines anderen war eben von Anfang an schon da, als ich meinte, ganz originell das *Sinngedicht* wiederzuentdecken. Es werden sich daher Überschneidungen und Parallelen mit Ottos Text nicht vermeiden lassen. Aber da ich auch anführen und vorstellen muß, was Keller im *Sinngedicht* erzählt – ich kann nicht davon ausgehen, daß Sie alle den Text präsent haben – muß und wird es sich doch wieder aufs Neue und neu erzählen, denke ich, d.h. mit den Verschiebungen und Akzentuierungen, die ein Text beim Lesen durch jeden besonderen Leser eben erfährt. Ich fange also an:

Das erste Kapitel heißt: »Ein Naturforscher entdeckt ein Verfahren und reitet über Land, dasselbe zu prüfen«. Es beginnt mit einer ironisch gebrochenen faustischen Szene, in deren erstem Satz bereits eine Thematik gesetzt wird, nämlich Naturwissenschaft und eine Begattungstheorie.

»Vor etwa fünfundzwanzig Jahren [das Erscheinungsdatum des Textes ist 1881], als die Naturwissenschaften eben wieder auf dem höchsten Gipfel standen, obgleich das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl noch nicht bekannt war, öffnete Herr Reinhart eines Tages seine Fensterläden und ließ den Morgenglanz, der hinter den Bergen hervorkam, in sein

- 
1. Detlev Otto: »Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers *Sinngedicht*.« In: Der Wunderblock Zeitschrift für Psychoanalyse. Nr. 3, Berlin 1979, S. 33-58.
  2. Ebd., S. 42.

Arbeitsgemach [...]. Der junge Tagesschein erleuchtete die Studierstube eines Doktor Faustus, aber durchaus ins Moderne, Bequeme und Zierliche übersetzt.«<sup>3</sup>

Das hereinströmende Morgenlicht, der frische Hauch, der das Arbeitszimmer mit seinen modernen, luxuriösen, ja fast »stutzerhaften« Gerätschaften vielerlei naturwissenschaftlichen Bemühens dem Leser einen Augenblick enthüllt, wird aber sofort wieder ausgeschlossen, da Herr Reinhart seine Arbeit wiederaufnimmt, die zur Zeit darin besteht, mittels eines »sinnreichen« Apparats einen Sonnenstrahl einzufangen und durch einen Kristallkörper zu leiten, »um sein Verhalten in demselben zu zeigen und womöglich das innerste Geheimnis solcher durchsichtiger Bauwerke zu beleuchten.«<sup>4</sup> Doch als er mit dem einen Auge in die Röhre blickt, während er sich im Dunkeln Aufzeichnungen (»Zahlen auf Zahlen«) macht, fühlt er plötzlich einen »leise stechenden Schmerz«, der auch auf dem anderen Auge fühlbar wird, als er es mit diesem probiert. Er hat sich durch seine angestrengte Beschäftigung mit dem sinnreichen Apparat die Augen verdorben.

»Das merkte er jetzt und fuhr bedenklich zurück; wenn die Augen krank wurden, so war es aus mit allen sinnlichen Forschungen, und Reinhart sah sich dann auf beschauliches Nachdenken über das zurückgeführt, was er bislang gesehen.«<sup>5</sup>

In der Zwangspause, die zu machen er sich nun genötigt sieht, beschleichen ihn »seltsame Gedanken«:

»in der Besorgnis um seine Augen stellte er sich alle die guten Dinge vor, welche man mittelst derselben sehen könne, und unvermerkt mischte sich darunter die menschliche Gestalt, und zwar nicht in ihren zerlegten Bestandteilen, sondern als Ganzes, wie sie schön und lieblich anzusehen ist und wohl lautende Worte hören läßt.«<sup>6</sup>

Die Bedrohung des Sinnesorgans, das gebraucht wird, um mittels eines »sinnreichen Apparats« »sinnliche Forschungen« zu treiben, des Sinnesorgans, auf das Herr Reinhart angewiesen ist, solange er der materiellen Welt noch neue Informationen, Daten entnehmen will, solange er mit Forscheraugen *sehen* will, was hier in Gegensatz zur Haltung des beschaulichen Nachdenkens gesetzt ist, unterbricht seine Arbeit. An-

3. Gottfried Keller: *Das Sinngedicht*. Frankfurt/M. u. Leipzig 2000, S. 9. [Einige kleine Divergenzen in der Schreibweise rühren daher, daß Jutta Prasse wahrscheinlich eine andere Ausgabe des *Sinngedichts* verwendet hat.]

4. Ebd., S. 10.

5. Ebd., S. 10f.

6. Ebd., S. 11f.

ders als Goethes Faust meint er durchaus nicht, am Ende seines wissenschaftlichen Forschens angekommen zu sein: er glaubt, restlos, in seiner Wissenschaft aufzugehen. Aber kaum läßt er sein Auge ruhen, steigt (»unvermerkt«) die sinnliche Welt jenseits der Wissenschaft in seiner erinnernden Vorstellung empor. Neben die leblosen Kristallkörper drängen sich dem in der Dunkelheit Nachdenkenden jetzt auf einmal auch wieder Vorstellungen von lebendigen auf, von unzerlegten, die und das ist ein Sprung im Sinnlichen der Vorstellung – sogar sprechen. Es regt sich, kaum gibt er sich einen Augenblick der beschaulichen Erinnerung an Gesehenes hin, ein bis dahin verdrängter Rest, ein Begehren nach sinnlich und ästhetisch erfreulichem menschlichem Umgang, nach der Anwesenheit von schön anzuschauenden Körpern und von angenehmen Stimmen, wohl lautenden Worten. Ob das ein Begehren ist, Sprache zu vernehmen, steht vorläufig noch dahin. Jedenfalls wird er sich in dieser Sehnsucht nach anderem seiner Einsamkeit bewußt, jetzt, da sein Forscherorgan, sein Augenlicht auszufallen droht, da ihm etwas fehlt. Er braucht Rat, er braucht eine Kur, aber bevor er noch auf den Gedanken kommt, etwa einen Arzt, also einen anderen Wissenschaftler, zu konsultieren, meint er, in den gelesenen Worten eines Gelehrten und Dichters, ein Rezept zu finden. Er ist nämlich in seinem Unbehagen und in seiner Unruhe in die Bodenkammer geeilt, wo verstaubte, verwahrloste Bücher stehen, »die von halbvergessenen menschlichen Dingen handelten«. <sup>7</sup> Scheinbar wahllos hat er einen Band hervorgezogen und aufgeschlagen. Es ist ein Band der Lachmannschen Lessingausgabe, der, in dem die Sinngedichte des Barockdichters Friedrich von Logau stehen, den Lessing wiederentdeckt hat (also auch hier geht es um Wiederentdeckung), und es fällt ihm dieser Spruch in die Augen:

»Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?

Küß eine weiße Galatee: sie wird errötend lachen.

Sogleich warf er das Buch weg und rief: »Dank dir, Vortrefflicher, der mir durch den Mund des noch ältern Toten einen so schönen Rat gibt! Oh, ich wußte wohl, daß man dich nur anzufragen braucht, um gleich etwas Gescheites zu hören!« [...]

»Welch ein köstliches Experiment! Wie einfach, wie tief, klar und richtig, so hübsch abgewogen und gemessen! Gerade so muß es sein: errötend lachen! Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen!« [...]

Und schon reitet er davon: entschlossen, nicht zurückzukehren, bis ihm der lockende Versuch gelungen.

Er hatte die artige Vorschrift auf einen Papierstreifen geschrieben, wie ein Rezept, und in die Briefftasche gelegt.« <sup>8</sup>

7. Ebd., S. 12.

8. Ebd., S. 12f.

Was hat sich aber in dieser Frühmorgenszene eigentlich abgespielt? Es ist schon ein kurioser Anfang, zu dessen Verteidigung Keller das schöne Wort von der »Reichsunmittelbarkeit der Poesie« geprägt hat, nämlich »das Recht, [...] auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen an das Parabelhafte, das Fabelmäßige ohne weiteres anzuknüpfen.«<sup>9</sup> Zeitpunkt: ein Gipfel der Naturwissenschaften, aber noch vor der Darwinschen These der natürlichen Zuchtwahl; das Werk *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* sollte erst etwa fünf Jahre nach den hier erzählten Begebenheiten erscheinen, die Keller eben zu der Zeit (Anfang der fünfziger Jahre) spielen läßt, als er den ersten Entwurf und Plan zu diesem Novellenzyklus faßte, der dann fast dreißig Jahre brauchen sollte, um fertiggestellt zu werden. Bei einem Naturforscher ist wieder, seiner Gewohnheit gemäß, das anbrechende Tageslicht »sinnreich« in einen einzigen Strahl kanalisiert worden, der einen Kristall durchleuchtet, das Forschungsobjekt, dem »sein innerstes Geheimnis« entrissen werden soll – von diesem ganz von der Welt isoliert arbeitenden Naturforscher namens Reinhart. Aber sind »rein« und »hart« nicht genau auch Eigenschaften von Kristall? Treibt er etwa in seinen Studien, ihm offenbar ganz unbewußt, so etwas wie eine sinnliche Selbsterforschung, mittels eines auf Sinn angelegten Apparats, nach außen verlegt, objektiviert in einem Gegenstand, der allerdings – diese Eigenschaft ist in seinem Namen nicht gegeben – durchsichtig ist? Indem er sein durchsichtiges Objekt einäugig im isolierten Lichtstrahl untersucht, braucht er nicht über sich und sein Tun nachzudenken, nur sein Gesichtssinn darf ihn dabei nicht im Stich lassen, damit er den sinnreichen Apparat benutzen kann, um das Geheimnis, das in der Lichtbrechung zu berechnende, erkennbar werdende Strukturprinzip des Kristalls, zu finden. Und wie alle Elemente in dieser Versuchsanordnung hält Reinhart sich als forschendes Subjekt auch selbst rein, in Isolation von der moralischen Trübnis und Verwirrung der Menschenwelt, um sich ganz der »Erkundung des Stofflichen und Sinnlichen« widmen zu können, die »ihm sein All und Eines geworden«.

»[...] jetzt fühlte er sich nur klug und froh, wenn er bei seiner Arbeit das große Schauspiel mitgenoß, welches den undenklichen Reichtum der Erscheinungen unaufhaltsam auf eine einfachste Einheit zurückzuführen scheint, wo es heißt, im Anfang war die Kraft, oder so was.«<sup>10</sup>

Er sucht also, als repräsentativer Wissenschaftler seiner Epoche, das

9. Gottfried Keller: *Gesammelte Briefe* (hg. C. Helbling), Bd. 3,1, Bern 1950. Brief an Paul Heyse, S. 57.

10. Ebd., S. 11.

eine Prinzip, das allem zugrunde liegt, er sucht den Sinn des Ganzen als das Eine, der Gute! – als ein vermutetes Eine allerdings, laut Keller. Warum begeistert ihn nun, da er sich seit langer Zeit wieder einmal, freilich noch auf der Ebene eines Buches, an einen anderen wendet, (an einen Toten durch den Mund eines Toten) das gefundene Epigramm, Logaus Sinngedicht, so sehr?

Ich habe bei Lessing in seinen »Anmerkungen über das Epigramm« eine in diesem Zusammenhang bemerkenswerte Formulierung gefunden, die fast unheimlich treffend Reinharts Reaktion erklärt. Lessing schreibt:

»Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit *eins* zu befriedigen.«<sup>11</sup>

Mit eins! Also auf einen Schlag, mit einem Meisterstreich, mit einer Pointe ist natürlich gemeint! Aber dafür setzt Lessing nur den Signifikanten »Eins«. Einem Sucher nach dem Einen, nach einer einfachsten Einheit am Grunde der Vielfalt, muß das gefallen, denn im Sinngedicht scheint ihm sozusagen gedichtet, verdichtet, pointiert, auf einen Punkt gebracht in dessen Aussage ein Sinn in den Schoß zu fallen, während er als Wissenschaftler in unendlich mühsamen Versuchsreihen nach »so was« forscht. Reinhart deutet daher flugs das Epigramm als Programm, als Anordnung, als Anleitung, etwas herzustellen. »Gerade so muß es sein!« Aber wenn etwas so sein muß, dann muß dem ein Gesetz zugrundeliegen. Wie ein leiser Abglanz des ironischen ersten Satzes der Erzählung kündigt sich so in Reinharts programmatischer Deutung die Hypothese eines Naturgesetzes an, das dem im Sinngedicht beschriebenen Vorgang zugrunde liegen könnte und das durch die Probe aufs Exempel zu bestätigen wäre: Vor der Darwinschen Hypothese eines Gesetzes der natürlichen Zuchtwahl läßt Keller Reinhart in diesem Sinngedicht etwas wie ein Gesetz über die richtige erotische Vereinigung der Geschlechter beim Menschen (heute würde er dafür »Sex« sagen) entdecken. So muß, denkt er, die geglückte Be-gattung (also guter »Sex«) sein, in der Mann und Frau »mit Eins« zusammenkommen, in der die Gattung, also das Sich-Gatten, beide mit eins, mit einem, nach einem Prinzip, in einem klaren, abgemessenen, einfachen, eingeschriebenen und vorgeschriebenen Verhältnis, befriedigt (wenn man die Initiative dazu als männlich und das Lachen der Galatee als Aus-

11. Gotthold Ephraim Lessing: »Anmerkungen über das Epigramm«, in (ders.) *Werke und Briefe*, Bd. 7, Werke 1770-1773, Frankfurt/M. 2000, S. 181-290, hier S. 185. [Kursiv v. JP; sie zitiert mit Majuskel: »mit *Eins*«.]

druck der Freude und Lust daran verstehen will, wie Reinhart das offensichtlich tut.) Und da ihm ja jetzt etwas fehlt (sein wichtigstes [Sinnes-]Organ, das Auge, braucht eine Kur), nimmt er das Sinngedicht als Rezept zur Wiederherstellung (an die Tragweite, daß er vielleicht nicht nur eine Ergänzung, sondern selbst eine Verwandlung finden könnte, daß er Gatte werden könnte, denkt er vorläufig noch nicht; er ist nur methodisch auf Kuß-, lies: Sex-Abenteuer aus).

Diese Kellerschen Erzählungen tragen den Titel *Das Sinngedicht*, so als könnte darunter auch, wäre er kein Dichter, sondern ein Professor, eine gelehrte Abhandlung über die Gattung »Sinngedicht« stehen, also eine Abhandlung über Gattungsgesetze, über die Gesetze, nach denen sich eine (literarische) Gattung zu generieren hat, welche Elemente darin zusammenkommen und sich fügen können und sollen und auf welche Art das geschehen soll. In den Erzählungen aber, die unter dem Panier dieser besonderen Gattung versammelt sind, geht es unverblümt um die Begattung, um die Paarung, es wird anhand von mannigfachen Beispielen die Frage behandelt, ob es bei den Menschen zwischen Mann und Frau etwas wie ein Naturgesetz gibt, das bestimmt, was zusammenpaßt und so die Art befördert, das macht, daß aus zwei Vertretern der Geschlechter eins werden kann, ein Paar.

Was Keller aber nicht erwähnt, was er stillschweigend Reinhart übersehen läßt, ist die Überschrift, unter der dieses Sinngedicht Nr. 48 im sechsten Buch der Logau-Epigramme selbst steht: sie lautet interessanterweise eben »Frage«. Es steht zwischen »Geliebte Sachen«, wo es um Wein und Küsse geht, und »Ein honigsüßer Schlaf«, wo eine ruhende Chloë unbemerkt von einer Biene gestochen worden sein will und danach sehr stark anschwillt. Um was für eine Frage geht es in diesem Zweizeiler? Erst einmal um Möglichkeit und Modus einer botanischen Metamorphose, anscheinend. Wie können weiße Lilien zu roten Rosen gemacht werden? Wie kann man also die Art verwandeln? Wie ist so ein naturwissenschaftlich gesehen ziemlich absurdes, eigentlich verrücktes Unterfangen, das eher den Charakter eines Zauberkunststücks hat, realisierbar? Der weibliche Name, der folgt, erweist die Blumensorten freilich als die geläufigen Metaphern für Mädchenwangen, wobei gewiß in diesem Florieren anzüglich das Deflorieren mitschwingt. Die Antwort lautet also: Nimm's metaphorisch! Löse die Metapher auf, nimm statt der Blumen ein Mädchen, damit wird es gehen! Küß eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen. Und wenn das Ganze eine Frage ist und die Antwort »Metapher« lautet, dann erweist sich die Frage als die nach dem in der Metapher unterdrückten Element, das in der zweiten Ebene, wo die Metapher zurückverwandelt wird, auftauchen muß. Aber auch auf dieser Ebene sind wir wieder bei einer Metapher, für Mädchen steht der Name Galatee. Und eine zweifache Wirkung soll bei ihr das Lessingsche »mit eins« – d.h. die Auflösung der Metapher, wir dürfen ruhig auch Defloration dafür sagen –

gleichzeitig erzielen: nämlich offenbar Scham *und* Lust. Keusch, unschuldig, tugendhaft muß das Mädchen sein, und es soll lachen, also wohl komplizenhaft die Wollust des Kusses mit dem sie küssenden Mann teilen, sinnlich seine Berührung genießen. Oder könnte sie nicht auch vor Erregung erröten und aus Verlegenheit lachen oder vor Zorn erröten oder ihn, den Küssenden, lächerlich finden, ihn auslachen, die ganze Aktion nicht ernstnehmen? So klar, wie Reinhart ausruft, wird die Sache durchaus nicht sein, selbst wenn die optische Wirkung vollständig erzielt wird, sie ist kein eindeutiger Ausdruck der sie bewirkenden Gefühle. Es dürfte immer noch eine *Frage* sein, was in der Geküßten vorgeht, wenn dieser botanische Blumenzauber mit ihr angestellt wird.

Und schon bei dem für die barocke Literaturtradition typischen Frauennamen Galatee ist eine Doppelung, ein Zwiefaches gegeben. Galatea – der Name deutet auf die milchige Weiße des Meerschaums hin – ist einerseits in der griechischen Sage eine Nereide, eine der fünfzig Töchter des alten Meeresgottes und Verwandlungskünstlers Nereus, in die sich der Kyklop Polyphem unglücklich verliebte. Er war zwar Sohn Poseidons, aber er lebte auf dem Land, also in einem anderen Element als sie, und so sehr er seine gewaltige körperliche Beschaffenheit ihr auch anpries, es verfiel nicht. Da tötete er ihren Geliebten, Akis, der darauf in einen Fluß verwandelt wurde. Bei Ovid wird anschaulich erzählt, wie dessen rotes Blut allmählich zu klarem Wasser wird, in dem Galatea verweilen kann (also eine Umwandlung von Rot in Weiß). Und Polyphem ist einäugig. Könnte das eine Anspielung auf Reinhart sein, der anfangs sein Forschungsobjekt, seinen Kristall, durch die Röhre immer nur mit einem Auge betrachten kann, bis er einen stechenden Schmerz darin empfindet? Was für ein glühender Pfahl, geführt von einem, der sich Niemand nennt, hat sich da bei diesem Subjekt der Wissenschaft angekündigt? Andererseits wird der Elfenbeinskulptur, die Pygmalion, König von Zypern, schuf und verzweifelt liebte und die durch Aphrodites Gnade unter seinem Kuß lebendig wurde, dieser Name zugeschrieben, nicht bei Ovid, aber bei den Römern soll er eine gebräuchliche Bezeichnung für Frauenstatuen überhaupt gewesen sein. Doch sie lacht nicht bei Ovid, sondern errötet nur, als das Wunder geschieht und ihr Elfenbeinkörper unter Pygmalions Händen und Kuß weich wird, lebendes Fleisch, weich und formbar wie Wachs, beschreibt Ovid. In Kellers Epoche hatte die schwülstig erotische Kußszene des Gemäldes von Jean-Léon Gerome einen Riesenerfolg, und heute ist diese Galateefigur am populärsten unter dem Namen Eliza Dolittle aus Shaws *Pygmalion* und dem Musical *My Fair Lady*, und darin geht es genau um die besondere Version der Thematik, die in den folgenden Erzählungen des *Sinngedichts* eine so große Rolle spielen wird: um die Erhebung einer Frau niederen Standes auf das Klassen- und Bildungsniveau, vor allem das sprachliche, ihres Ent-

deckers und Erwählers. Shaw kommt lange nach Keller, aber im poetischen Stoff war eben alles Gute und Wahre schon immer da.

Um was für eine Wahrheit es sich aber handelt, wird der weitere Verlauf des Textes uns zeigen müssen.

Das zweite Kapitel heißt: »Worin es zur einen Hälfte gelingt«. Reinhart ist in der Morgenfrühe auf einem dem Rosinante würdigen Mietgaul (Nilpferd wird das arme Vieh später genannt) aus der Stadt geritten und sucht eine Dulcinea, mit der er das Experiment durchführen kann. Ein zum Ritter gewordener Wissenschaftler sucht sein Ideal, die richtige, d.h. wohl immer noch reine Versuchsanordnung, in der sein Experiment gelingen soll. Als erstes muß er einen Fluß überqueren, also sein angestammtes Terrain verlassen. Schon gleich bei der Brücke begegnet er einer schönen Zöllnerin, die sich eben ganz nymphenmäßig das weiße Gesicht in Quellwasser gebadet hat und ihn mit aufgelösten Haaren begrüßt. Das feuchte Element der Nereide Galatea ist also gegeben. Er macht ihr Komplimente, die sie wohlwollend neckend aufnimmt. In dem folgenden kurzen Geplauder erzählt sie ihm nun – das ist die erste, ganz knappe Heiratsgeschichte in diesem Zyklus – von dem Baumeister der Brücke, der sie, die seine Jugendgespielin und -liebe gewesen, nicht mehr anzusehen wagt, seit er aus beruflicher Leidenschaft, nur um diese schöne Brücke bauen zu können, die häßliche (übrigens bucklige und einäugige) Tochter seines Förderers geheiratet hat. Selbstverständlich bittet Reinhart sie schließlich, als Bedingung dafür, daß er den Brückenzoll entrichtet, um einen Kuß, der ihm in gutgelaunter, artiger Widerrede erst verweigert und dann zum Abschied doch noch geschenkt wird.

»[...] er gab ihr die Hand, und sie schwang sich zu ihm hinauf, schlang ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn lachend. Aber sie errötete nicht, obgleich auf ihrem weißen Gesicht der bequemste und anmutigste Platz dazu vorhanden war. [...]

Fürs erste, sagte er zu sich selbst, ist der Versuch nicht gelungen; die notwendigen Elemente waren nicht beisammen. Aber schon das Problem ist schön und lieblich; wie lohnend müßte erst das Gelingen sein!<sup>12</sup>

Wichtig dabei ist auch ganz gewiß, wie Detlev Otto erwähnt, die Verkehrung ins Passive. Er ist geküßt worden, während das Rezept des Sinngedichts doch lautet: küß! Aber so kann es eben gehen, wenn man mit launigen Worten um einen Kuß bittet. Das Hin-und-her-Reden hat dem Forscher beim ersten Versuch die Versuchsanordnung gründlich durcheinandergebracht.

Im dritten Kapitel »Worin es zur anderen Hälfte gelingt« läßt er sich daher auf kein Wortgeplänkel mehr ein. Er küßt die junge Tochter eines mit seiner Familie bekannten Pfarrerehepaars, bei dem er zu Mittag einkehrt, als er sie bei der lächerlichen Veranstaltung ertappt, wie sie seinem Mietgaul in einem Strickkörbchen Salatblätter und Zwiebacke und in einem grünen Gießkännchen Wasser aufischt. Diesmal versucht er also das Hin-und-her-Reden zu vermeiden, er flüstert ihr einfach zu, »daß er sie infolge eines heiligen Gelübdes *ohne Widerrede* küssen müsse.«

»Zitternd stand sie still, und als er sie nun umarmte, erhob sie sich sogar auf die Zehen und küßte ihn mit geschlossenen Augen, über und über mit Rot begossen, aber ohne nur zu lächeln, vielmehr so ernst und andächtig, als ob sie das Abendmahl nähme. Reinhart dachte, sie sei zu sehr erschrocken, und hielt sie ein kleines Weilchen im Arm, worauf er sie zum zweiten Mal küßte. Aber ebenso ernsthaft wie vorhin küßte sie ihn wieder und ward noch viel röter. Dann floh sie wie ein Blitz davon.«<sup>13</sup>

Wieder ist das Experiment also nur zur Hälfte gelungen, und unser wissenschaftlicher Ritter macht sich so eilig davon wie ein Don Juan, ohne einen Gedanken daran zu verwenden, was für Hoffnungen er in dieser errötenden Jungfrau vielleicht ausgelöst hat. Das Motiv soll später in der Erzählung von den »Berlocken« thematisch werden. Von diesem Pfarrerstöchlein, das während seines unverhofften Besuchs im Pfarrhaushalt nebst des Puppentees für das Pferd noch weitere »tausend fromme Dinge« getrieben hat, z.B.

»hatte sie zwei goldene Löcklein entfesselt und eine schneeweiße Küchenschürze umgebunden; und sie setzte einen Pudding so sorgfältig auf den Tisch, wie wenn sie die Weltkugel hielte«<sup>14</sup>,

hat Reinhart nun aber einen unverhofften Auftrag erhalten. Sie hat ihm einen Brief an eine nahewohnende Freundin mitgegeben, den sie in dieser kurzen Zeitspanne zusätzlich zu einem Tagebucherguß verfaßt hat (diese Pfarrerfamilie schreibt nämlich unermüdlich alles nieder, um säuberlich und ordentlich jede noch so banale Kleinigkeit als Denkwürdigkeit für die Erinnerungsverwaltung festzuhalten).

Und hier muß ich mich als weibliche Leserin ein wenig über Keller verwundern. Dieser Brief wird Reinhart nämlich zu der jungen Frau führen, auf die es ankommt. Und ich glaube, nicht einmal ein argloses Pfarrerstöchlein kann harmlos genug sein, den kußfreudigen jungen Mann, der gerade wie ein Meteor in sein ereignisloses Jung-

---

13. Ebd., S. 20f.

14. Ebd., S. 19.

mädchenleben eingeschlagen hat, sogleich ausgerechnet zu der reizvollsten noch unbemannten jungen Frau der Umgegend zu schicken, selbst wenn es einen Vorwand sucht, um ihm einen Auftrag zu geben, und seinem Herzen der Freundin gegenüber Luft machen muß. Es sei denn, die Pfarrerstocher ist in aller Unschuld selbst in die imponierende Freundin verliebt und will sich in deren Augen mit ihrem Boten ein wenig interessant machen. Da Keller uns nichts über ihre Gründe verrät, dürfen wir denken, was wir wollen. Jedenfalls wird Reinhart hier dazu benützt, eine Botschaft von einem weiblichen Wesen an eine andere Frau zu übermitteln, sozusagen als Go-between und Briefträger, der selbst nicht lesen kann, was für eine Botschaft er trägt, als Träger von Signifikanten und Übermittler von Wünschen, von denen er nichts weiß. (Wir werden später erfahren, daß es sich um eine flehentliche Bitte um Rettichsamen handelt; lassen wir das in seiner Komik lieber ungedeutet!)

Im vierten Kapitel »Worin ein Rückschritt vermieden wird« muß Reinhart wieder das Mittel der Rede einsetzen, um zu seinem Experiment zu kommen. Er kehrt in einem nahe gelegenen Landgasthof, dem »Waldhorn«, ein und findet dort eine auffallend schöne, stattliche Wirtin vor. Diesmal will er es offenbar besser anstellen als bei der Zöllnerin, er fängt also an, höfliche Konversation über Wetter und Ernteaussichten und den Preis des Heus zu machen, bis sie ihm die Rede abschneidet:

»Quälen Sie sich nun nicht länger mein Herr!« sagte die Schöne lächelnd, »und sagen Sie mir die drolligen Dinge, die Ihnen auf der Zungenspitze sitzen, ohne Umschweif! Ich kann einen Scherz ertragen und weiß mich zu wehren!« [...] »Fangen Sie an, Herr! und seien Sie witzig und vorlaut, und ich werde mich zieren und spröde tun!«<sup>15</sup>

Vor lauter Verblüffung weiß er nun natürlich nichts zu sagen, und sie fragt: »Sollen wir etwa gar die verkehrte Welt spielen, und soll ich Ihnen den Hof machen und Ihnen angenehme Dinge sagen, während Sie sich zieren?«<sup>16</sup>

Und sogleich tut sie das und spricht von ihrem Wohlgefallen an ihm, und das so beredt, doppelzünftig und ironisch, daß er ausruft:

»Sie sind ja der Teufel im Mieder! Ein starker Geist mit langen Haaren?«<sup>17</sup>

15. Ebd., S. 23f.

16. Ebd., S. 24.

17. Ebd., S. 25

Und er meint, er könne sich ihre ländliche Kleidung nicht mit ihrer Ausdrucksweise zusammenreimen, wobei er seine Verwunderung von der Umdrehung des konventionellen Unterschieds der Geschlechterrollen aufs Soziale verlagert. Gibt es in seiner Vorstellung starke Geister mit langen Haaren also eher in seiner eigenen gesellschaftlichen Klasse? Auf diese Frage nach ihrer wahren Herkunft und Geschichte bekommt er aber nur die Antwort:

»Vielleicht beliebt es mir, Ihnen zu sagen, daß Sie mir wohlgefallen, ohne daß Sie wissen, wer ich bin, wie ich dazu komme, dies zu sagen, und ohne daß Sie einen Nutzen davon haben. So setzen sie ihren Weg fort als ein Schein für mich, wie ich als ein Schein für Sie hier zurückbleibe!«<sup>18</sup>

Auch auf seine Bitte um einen Kuß beansprucht sie den aktiven Part:

»damit Sie zum Dank für die angenehme Unterhaltung mit dem Schimpf davonreiten, geküßt worden zu sein wie ein kleines Mädchen!«<sup>19</sup>

Obwohl er sie herausfordert, ihm diesen Schimpf anzutun, ist, als sie darauf einzugehen Miene macht, sein Ausdruck unwillkürlich so abschreckend, (»ein kalter Schatten« wallt über sein Gesicht) daß sie von ihrem Vorhaben abläßt. »Auf diesem Waldhörnchen wollen wir nicht blasen!« sagt er beim Abreiten zu sich selbst. Die Kapitelüberschrift spricht von einem vermiedenen Rückschritt, denn nicht nur wäre die seltsame ironische Dame bestimmt nicht errötet, was ja nur eine Wiederholung gewesen wäre, Reinhart wäre geküßt worden wie ein kleines Mädchen (wie eben die Pfarrerstochter), ganz wie er einst als kleines Kind geküßt wurde, bevor er den Frauen in seiner Männlichkeit imponieren konnte. Und das wäre für unseren Experimentator wahrhaft ein gewaltiger Rückschritt gewesen. Außerdem hat er ja etwas anderes vor.

»Vielleicht führt uns der Auftrag der Pfarrerstochter auf eine gute Spur, wie das Gute stets zum Bessern führt! Ich will den schalkhaften Seitenpfad aufsuchen, der irgend hierherum zu jenem Schloß oder Landsitz führen soll, wo die unbekante Freundin haust!«<sup>20</sup>

Dieser schalkhafte Seitenpfad soll ihn nun als Überbringer eines Briefes eines weiblichen Wesens an ein anderes auf ein ihm wirklich fremdes Hoheitsgebiet führen. Bereits hat er ja einen Fluß überquert und ist an zwei Orten eingekehrt, an denen seines Bleibens nicht war (im

---

18. Ebd.

19. Ebd., S. 25f.

20. Ebd., S. 27.

Pfarrhaus wäre er unter der glassturzartigen Haushaltsordnung der bürgerlichen Puppenstubenidylle eingeweckt worden, im »Waldhorn« hat ihn die unfaßliche Positionsverkehrung, die »verkehrte Welt« der Wirtin, zutiefst verunsichert). Detlev Otto hat ausführlich auf dieses jetzt folgende Abkommen von der Hauptstraße hingewiesen, auf das Herumirren im wilden Forst mit seinem Dickicht und seinen Holzwegen, auf die »traumhafte Verwirrung«, in die er auf diesem unbekanntem Terrain gerät, in dem er nach und nach künstliche Anlagen ausmacht, die eine »feine kundige Hand« verraten, wo er aber keinerlei Überblick gewinnen kann und sich immer mehr als rohen Eindringling und Zerstörer und Zertrampler einer fremden Ordnung fühlen muß, in wahrer Not ist, deren Ende er so herbeisehnt wie fürchtet. In der Tat heißt dieses fünfte Kapitel: »Herr Reinhart beginnt die Tragweite seiner Unternehmung zu ahnen«.

Als er nämlich endlich wieder ins Freie kommt, ist er gefangen. Er reitet trotzig, so sehr er sich ob seines ungeschlachten Eindringens geniert, durch einen Blumengarten bis an ein dünnes goldenes Gitter. Und dahinter hat er eine Erscheinung. Er sieht ein schloßartiges Landhaus, davor eine Terrasse mit einem Marmorbrunnen mit Delphinen, in dessen Schale ein Haufen Rosen (!) schwimmt,

»die zu reinigen und zu ordnen eine weibliche Gestalt ruhig beschäftigt war, ein schlankes Frauenzimmer in weißem (!) Sommerkleide, das Gesicht von einem breiten Strohhute überschattet.

Die untergehende Sonne bestreifte noch eben diese Höhe samt der Fontäne und der ruhigen Gestalt, über welche die Platanen mit ihren saftgrünen Laubmassen ihr durchsichtiges und doch kräftiges Helldunkel herniedersenkten.

Je ungewohnter der Anblick dieses Bildes war, das mit seiner Zusammenstellung des Marmorbrunnens und der weißen Frauengestalt eher der idealen Erfindung eines müßigen Schöngestes als wirklichem Leben glich, um so ängstlicher wurde es dem gefangenen Reinhart zumut, der wie eine Bildsäule stauend zu Pferde saß.«<sup>21</sup>

Ja, die Verkehrung, die ihn im »Waldhorn« so verwirrt hat, setzt sich fort und kompliziert sich ins Ungeahnte. Jetzt ist auch er eine reglose Statue, ein Reiterstandbild der kläglichst komischen Beschaffenheit, das hinter goldenem Gitter gefangen auf eine weiße Galatee, hier eine Brunnennymphe, glotzt, die ruhig ihre bereits schon vorhandenen Rosen ordnet. Und nun folgt prompt eine weitere Vertauschung, eine wundervolle Fehlleistung. Die weiße Gestalt entdeckt ihn erstaunt, öffnet ihm schweigend (mit einer anmutigen Bewegung) das Gittertor, und zur Rechtfertigung seines Eindringens übereicht er »der reizvollen Erscheinung, sie fortwährend anschauend, ohne zu reden, mit einer

21. Ebd., S. 29f.

Verbeugung«<sup>22</sup> eben nicht den Brief der Pfarrerstochter, den er mit der Briertasche in der Hand behält, sondern den Zettel, auf welchen er das Sinngedicht geschrieben. Als sie ihn liest und ihn mit großen Augen erstaunt ansieht, errötet *er*, ganz als wäre er jetzt die weiße Lilie, das Symbol für die Reinheit, die ja in seinem Namen eingeschrieben ist. Die Frau gibt ihm den Papierstreifen zurück und erhält von dem um Nachsicht Stammelnden den Brief, und nun folgt der Satz, bei dem ich auch heute noch vor Glück aufseufzen könnte:

»Als sie das große Siegel erblickte, verbreitete sich eine Heiterkeit über das Gesicht, welches jetzt in der Nähe wie ein schönes Heimatland aller guten Dinge erschien.«<sup>23</sup>

Der im fremden Terrain Gefangene, der befangene klägliche Ritter, der sein wissenschaftliches Rezept aus der Hand gegeben und kommentarlos zurückbekommen hat, sieht vor sich das Ziel seiner Reise, aus der Ferne meinte er, ein (sein?) Ideal (das immer ein Bild ist – Keller ist Wort für Wort genau) zu erblicken, aus der Nähe erscheint das Gesicht nun in einer völlig anderen Ordnung – schönes Heimatland aller guten Dinge – das heißt Ein und Alles, das heißt Liebe, darum wird es von jetzt an gehen.

»Nicht nur vom Abglanz der Abendsonne, sondern auch von einem hellen innern Lichte war die zivolle Dame dermaßen erleuchtet, daß der Schein dem überraschten Reinhart seine Sicherheit wiedergab. Aber indem er sich sagte, daß er hier oder nirgends das Sprüchlein des alten Logau [*und warum nicht: seines alten Gebiets der wissenschaftlichen Logik: Log-Au*] erproben möchte, und jetzt erst die tiefere Bedeutung desselben völlig empfand, merkte er auch, mit welcher weiträumigen Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Versuch verbunden sein dürfte.«<sup>24</sup>

Der mit Augen, also sinnlich wahrgenommene Schein hat ihm seine Sicherheit wiedergegeben, so wie das Reden vom Schein bei der schönen Wirtin ihm die Sicherheit geraubt hat. Was mag aber diese »tiefere Bedeutung« des Sinngedichts, die Reinhart in dieser Epiphanie aufgegangen ist, sein? Keller erwähnt sie wie etwas Selbstverständliches, ohne uns etwas zu erklären. Soweit wir bis hierher merken konnten, geht es ja um das Eine, das Vereinigende in der erotischen Begegnung, aber nun hat Reinhart bereits vor der Vereinigung den Schein von »Allem« vor Augen, den einen Ort, das Frauengesicht, in dem alles Gute beheimatet ist, also: die *Eine*, in der ihm alles Gute erscheint (»hier oder nirgends«, sagt sich Reinhart, also: die oder keine). Nur mit der Einen,

---

22. Ebd., S. 30,

23. Ebd., S. 31.

24. Ebd., S. 31f.

dieser besonderen einen Frau wird sich ihm fortan die Befriedigung »mit Eins« erfüllen können, anderswo würde das einmal gelungene Experiment entweder weitere Versuche an weiteren Objekten nach sich ziehen, denn ganz sicher kann sich ein Wissenschaftler erst sein, wenn er durch lange Reihen den Zufall ausschließt, oder er würde sich mit dem einmal gelungenen begnügen, um sich nach einem vergnüglichen Ausflug in den Pointensinn des Metaphorischen wieder seiner eigentlichen Forschung im abgeschiedenen Studierzimmer zu widmen. Aber wenn das theoretisch gesuchte Eine (die wechselseitige sexuelle Befriedigung) plötzlich von dem Gesicht einer lebendigen Einen abhängt, in dem alle guten Dinge wohnen, wird die Sache nicht so schnell abgetan sein, denn wie soll man, falls es nicht gelingt, fortan auf alle guten Dinge verzichten, unter die für den Wissenschaftler auch die Wissenschaft zu subsumieren ist? Die tiefere Bedeutung des Sinngedichts, der Anleitung zur geglückten Be-gattung, ist also die, daß die Liebe da sein muß, damit der Kuß seine zauberische Wirkung ausübt, daß es dem Mann um die eine Frau gehen muß, wie Pygmalion um seine Galatee. Es heißt ja: Reinhart *empfindet* die tiefere Bedeutung. Und in dem Augenblick, wo Reinhart durch die Empfindung erkennt, daß es ihm um diese besondere Frau geht, mit der sein Sinngedicht-Experiment gelingen soll, setzt sich das von Keller über dem Sinngedicht erst Verschwiegene und also von Reinhart offenbar Übersehene, Überlesene durch: die Frage.

Das sechste Kapitel heißt nämlich: »Worin eine Frage gestellt wird«. Nach scherzhaft anmutigem Wortwechsel darf Reinhart bei der schönen weißen Rosenordnerin, die mit ihrem Oheim den Landsitz bewohnt, zu Gast bleiben, unter der Bedingung, daß er nun keine täppischen oder übermütigen Abweichungen vom Wege mehr unternimmt. Er erkundigt sich bei den Hausmädchen nach dem Taufnamen ihrer Gebieterin, obwohl er ihn, wie Keller anmerkt, bereits kennt: Er hat natürlich die Adresse auf dem Brief gelesen, schon die ganze Zeit (viel früher als der Leser) gewußt, daß sie Lucia heißt, die Lichte – und daß er, der ja ausgeritten ist, weil ihm etwas fehlt, nämlich die Sehkraft, damit den Namen der Frau gefunden hat, die für seine Kur sorgen wird (so wird die Verwechslung des außen mit ihrem Namen beschriebenen Briefs mit seinem Rezept ganz logisch.) Und nun hat Reinhart Muße und Erlaubnis, die angrenzenden Räume zu erforschen und findet überall beeindruckende Spuren der geistigen Beschäftigung, des Geschmacks und sicheren Urteils seiner Gastgeberin. Hier waltet ein autonomer, tatsächlich ein starker Geist mit langen Haaren, der sich keinem Modediktat fügt, das zeigt sich in der Wahl der Bilder, die sie sammelt, der Bücher, die sie liest (»abseits von der großen Leserstraße«, ihr besonderes Interesse scheint Autobiographien zu gelten, von Augustinus bis Jung Stilling), in den Plänen für die Parkanlagen,

die sie mit großzügigen, sicheren Strichen zeichnet, und in den Studien fremder und alter Sprachen, die sie offenbar mit angestrengtem Fleiß betreibt. »Beinahe eifersüchtig« wird Reinhart auf alle diese Interessen und Beschäftigungen. Und als sie wiederkommt und er

»die schön gereifte und frische Erscheinung wieder erblickte, trat ihm unwillkürlich die Frage, die sein Inneres neugierig bewegte, auf die Lippen, und er rief bedachtlos, indem er sich im Saale umsah: »Warum treiben Sie alle diese Dinge?«<sup>25</sup>

Zur Antwort auf diese Frage, »die keineswegs ganz grundlos zu sein« scheint, wird er von dem schönen Fräulein wieder nur groß angesehen, wobei sie sichtlich errötet. Und auch Reinhart errötet darauf vor Verlegenheit. Zwei weiße Lilien werden rot, aber dieses gemeinsame Erröten vereint sie ganz und gar nicht.

In diese Verlegenheit schiebt sich im Kellerschen Text die Überschrift: Siebentes Kapitel »Von einer törichten Jungfrau«, aber der Text scheint dessen ungeachtet weiterzugehen:

»Denn er fühlte jetzt, [...] daß seine Frage eigentlich nichts andres sagen wollte als: Schönste, weißt du nichts Besseres zu tun? oder noch deutlicher: was hast du erlebt? Darum schritt das sich gegenseitig unbekannte Paar in gleichmäßiger Verblüffung nach dem Speisezimmer, und jedes wünschte meilenweit vom andern entfernt zu sein, wohl fühlend, daß sie sich unvorsichtig in eine kritische Lage hineingescherzt hatten.«<sup>26</sup>

Noch deutlicher heißt Reinharts Frage: Schönste, warum hast du keinen Mann? Warum treibst du das alles, was ist mit deinem Trieb los, der sich doch in deinem Dasein für einen Mann (und natürlich die dazugehörigen Kinder) erfüllen müßte? Du bist doch eine reizvolle Frau, also für einen Mann geschaffen, der dich begehrt. Warum interessierst du dich für anderes? Warum scheinst du dich außerhalb der Gattung stellen zu wollen? Diese Frage soll im Raume zwischen ihnen stehenbleiben. Erst einmal berichtet Reinhart nun von sich und erzählt »mit der unklugen Aufrichtigkeit, welche ihn seit der Ankunft plagte«<sup>27</sup>, alles, was er an diesem merkwürdigen Tag unternommen und erlebt hat. Die Folge ist, daß Lucia, zornrot geworden, ihn hinauswerfen will. Er schafft es aber, sie seines Respekts zu versichern und umzustimmen. Lucia verbrennt feierlich den Zettel, auf dem das verfängliche Sinngedicht steht, und zum Zeichen der Versöhnung erzählt sie ihm nun die Geschichte der seltsamen Wirtstochter vom »Waldhorn«.

---

25. Ebd., S. 39.

26. Ebd., S. 40.

27. Ebd., S. 41.

Und so heben die einzelnen, auch für sich allein stehen könnenden Erzählungen dieses Werks an, auf die ich aber – so sehr ich das bedauere – jetzt nur in ihrer Funktion für die Reinhart-Lucia Geschichte eingehen will. Lucia erzählt »Von einer törichten Jungfrau«, diese Geschichte einer durch weibliche erotische Erpressung erzwungenen Verlobung eines eitlen, sich wegen seiner Schönheit und oberflächlichen Zungenfertigkeit Wunder was dünkenden Landmädchens mit einem Junker aus der Stadt auf Reinharts Bekenntnisse seiner Sinngedicht-Experimente hin. Sie versucht, ihm das verwirrende Rätsel dieser wortgewandten Dame zu erklären, die seit sie sich wegen Beleidigung ihres vermeintlichen Intellekts – als Kamel hat man sie in der Stadt bezeichnet – von ihrem Traumprinzen getrennt hat und sich nun aber zu gut für die Männer ihres eigenen Standes fühlt, nur noch ihrer Lieblingslaune frönt, »die Männer zu verachten und mit solchen zu spielen, wie sie wähnt«. <sup>28</sup>

Erinnern wir uns an die Verkehrung der Rollen, die Reinhart im Gespräch mit dieser Jungfrau so verwirrt haben, daß er von seinem Experiment abließ. Und wir sehen: Die Schärfe, mit der Lucia von der Dummheit ihrer Geschlechtsgenossin spricht, richtet sich, bleiben wir dieser Verkehrung eingedenk, gegen Reinhart und seine eben gestandene Experimentiererei mit dem Sinngedicht, gegen die männliche Form der Erotik, welcher sie Verachtung oder zumindest Nichtachtung des anderen Geschlechts unterstellt. Wenn Frauen sich im erotischen Spiel wie Männer benehmen, teilt Lucia ihm zwischen den Zeilen mit, sind sie so töricht wie Männer (die törichten Jungfrauen aus der Bibel verbrauchten ihr Öl für das Licht vor der Zeit, weil sie nicht warten konnten, bis das wirklich Wichtige, der einzig ihnen Bestimmte, der himmlische Bräutigam, kam). Reinhart schwankt zwischen Teilnahme und Trotz.

»Solchen Angriff auf sich abzuwehren, schritt er zum Widerspruch und sogar zu einer Art Schutzrede für die verunglückte Salome.«

Und nun kommt, aus Widerspruch, das Motto, unter dem Reinhart von jetzt an erzählen wird:

»Gewiß«, sagte Reinhart, »mußte es irgend einen Mann für sie geben, dem sie selbst mit ihren Fehlern wert war: doch scheint mir die Gleichheit des Standes und des Geistes nicht gerade das Unentbehrlichste zu sein. Eher glaube ich, daß ein derartiges Wesen sich noch am vorteilhaftesten in der Nähe eines ihm wirklich überlegenen und verständigen Mannes befinden würde, ja sogar, daß ein solcher bei gehöriger Muße seine Freude

28. Ebd., S. 51.

daran finden könnte, mit Geduld und Geschicklichkeit das Reis einer so schönen Rebe an den Stab zu binden und geradezuziehen.«<sup>29</sup>

»Edler Gärtner« nennt ihn Lucia darauf spöttisch, und wir sind wieder bei der botanischen Version des Pygmalionmotivs, aber nun bei der eigentlichen, dem Kußwunder vorausgehenden Geschichte: ein Mann schafft sich die Frau, die er einzig begehrt, nach seinem Bilde, er bildet sich aus vorgefundenem Rohmaterial eine Frau nach seinen Idealvorstellungen und Wünschen. Lucia hört das sehr scharf, sie überhört dabei aber in ihrem Spott, oder will es überhören, wie ergriffen Reinhart von einer notwendigen Bedingung für eine solche Paarung spricht: das Gesicht der Frau muß dem Mann gefallen, »es kann auf die Länge doch nicht trügen, wird schließlich immer wieder gefallen und, wenn auch mit Sturm und Not, ein Paar zusammenhalten.«<sup>30</sup>

Wir wissen, von welchem Gesicht er spricht, aber sie meint boshaft: »das gefallende Gesicht wird zum Merkmal des Käufers, der auf den Sklavenmarkt geht und die Veredlungsfähigkeit der Ware prüft.«<sup>31</sup> Sie drehen sich im Kreise, daher müssen sie weitererzählen, wenn sie sich nicht im Zorn trennen, sich nicht gänzlich auseinanderdiskutieren wollen. Es folgt Reinharts Erzählung »Regine«, in der er selbst eine kleine Rolle spielte. Was er dabei nicht bedenkt, ist aber, daß sie völlig ungeeignet ist, was immer auch für eine These zu beweisen. Seine ursprünglich erklärte Absicht bei dieser Erzählung scheint sich nicht nur gegen ihn zu kehren, sie führt ihn überhaupt ganz anderswohin, er verliert sich. Der reiche, gebildete Amerikaner, der in Europa die schöne Küchenmagd heiratet und behutsam bildet, verliert nämlich sein Glück nicht wegen der Bildung, die dann von Damen der Gesellschaft übernommen wurde, oder weil es nicht die rechte Bildung war, sondern weil er blind ist für Regines Bindung an ihren Bruder. Sicher hat alles so tragisch kommen müssen, weil er Regines Bildung erst vollenden wollte, bevor er sie stolz seiner Familie in Boston vorführen würde, aber das Tragische, die absolute Blindheit seines Verdachts des Ehebruchs, die zu dem wahrhaft grauenhaften Verstummen der beiden Eheleute führt, rührt von einem radikalen Verkennen dieses edlen Gärtners her. Pflanzen kann man mit der Wurzel ausgraben und verpflanzen, Menschen sind anders an ihre Herkunft gebunden. Dieser stolze Erwin Altenauer hätte nicht nur nicht mit einer Ehebrecherin leben können, sondern auch nicht mit der Schwester eines Raubmörders. Wunderbar ist dabei in dieser Erzählung die Umkehrung des Pygmalionmotivs, das in Form der Statue der Venus von Milo oder vielmehr

---

29. Ebd., S. 52f.

30. Ebd., S. 54.

31. Ebd., S. 55.

ihres Gipsabgusses erscheint, als die Frauenbildung dem Mann durch die bildungssüchtigen Damen, die drei Parzen und die vermännlichte Malerin, gleichsam aus der Hand genommen wird; wie den Mann das Befremden packt, als seine Frau ihm vorführt, daß sie zur Statue gemacht wurde, sich nun selbst als solche im Spiegel betrachtet, wie beim hastigen Auszug diese Statue auf einem Kärren angebunden schwankend weggebracht wird und die Arbeiter darüber lachen. »So geht es, wenn schöne Leute unter das Gesindel kommen!« Mit dieser Regine-Geschichte ist Reinhart bereits weit abgekommen vom sinnge-  
dichtlichen Programm. Es hat bei der Frauenfigur, ohne daß er das *beabsichtigte*, etwas sozusagen Überschüssiges gegeben, einen Rest, der sie daran hinderte, mit ihrem Mann eins zu werden. Und ohne daß Reinhart sich des Zusammenhangs bewußt würde, taucht, als er zu Bett gegangen ist, »unter *einem* Dache mit dem ziervollsten Frauenwesen der Welt«, im Gedanken an Lucia dieses Zuviel, der Signifikant Bruder, wieder auf, in Form einer Reflexion über die Brüderlichkeit:

»Wie es Leute gibt, deren Körperliches, wenn man es zufällig berührt oder anstößt, sich durch die Kleidung hindurch fest und sympathisch anfühlt, so gibt es wieder andere, deren Geist einem durch die Umhüllung der Stimme im ersten Hören schon vertraut wird und uns brüderlich anspricht, und wo gar beides zusammentrifft, ist eine gute Freundschaft nicht mehr weit außer Wege.«<sup>32</sup>

Gewiß, aber Brüderlichkeit unter den Geschlechtern hieße, den Geschlechtsunterschied zu leugnen oder zumindest keinen Gebrauch davon zu machen; Brüderlichkeit wäre eine gute Bedingung für ein Freundschaftsverhältnis, aber eine unmögliche für die Gattung. Mit Brüderlichkeit wird Reinhart sein auf Lucia gerichtetes Begehren nach geschlechtlicher Vereinigung nicht befriedigen können.

Vielleicht auch aus diesem Grund werden im neunten Kapitel, in der nächsten Erzählung »Die arme Baronin«, die Reinhart am nächsten Morgen, auch in Gegenwart des inzwischen aufgetauchten Oheims, zum besten gibt, die Brüder aufs Grausamste vertrieben und in die neue Welt abgeschoben. Saugrob wird Keller durch Reinharts Mund hindurch da, gerade weil er gleichzeitig diese Teufel als so arme Teufel schildert, daß man fast Mitleid mit ihnen haben muß. »Die arme Baronin« ist wie ein korrigierender Nachtrag zu »Regine«. Dieser Frau wird umsichtigerweise alles genommen, was sie an ihre Herkunft bindet, vor allem ihr Stolz, selbst und allein auszukommen. »Ich scheine mir überhaupt früher nicht gelebt zu haben«, sagt sie am Ende.<sup>33</sup> Sie muß ohnmächtig werden und tagelang bewußtlos sein, damit ihr Ent-

32. Ebd., S. 117.

33. Ebd., S. 152.

decker, Erzieher und Retter Brandolf sich ihrer Existenz bemächtigen kann. Aber auch hier, obwohl das ja ein Exempel für geglückte Gattung sein soll, schleichen sich wieder unvorhergesehene Elemente ein. Als die einsame Frau, die monatelang von fast nichts ihr Leben gefristet hat, ihren Zusammenbruch hat und in Lebensgefahr schwebt, ruft Brandolf aus: »es ist mir fast zumut wie einem schwachen Weibe, dem das Kind erkrankt ist«. <sup>34</sup> Anstelle der durch die Vertreibung ihrer schurkenhaften Brüder eliminierten Bruderbeziehung und somit auf der anderen Ebene anstelle der Brüderlichkeit (als eines möglichen Verhältnisses zu Lucia), kommt nun plötzlich Mütterlichkeit ins Spiel (diese Stelle verweist übrigens wie eine späte Wiedergutmachung auf die für den Sohn darbringende spendende Mutter des Grünen Heinrich). Der Mann als Mutter dürfte aber auch nicht das Ideal für das Glücken einer Gattenbeziehung sein, und in der Tat muß hier der Vater Brandolfs eingreifen, damit aus diesem Pflege- und Versorgungsverhältnis ein Hochzeitspaar wird. Er, der Witwer, bei dem der Sohn die Frau untergebracht hat, schreibt ihm, er hätte sie gerne selbst geheiratet, aber herausgefunden, daß sie lieber den Sohn wolle, der Sohn solle sie also heiraten. Hier lernt ein Sohn von seinem Vater, wie man zu einer Frau kommt, und sogleich soll Reinhart, der das eben erzählt hat, sein blaues Wunder erleben.

Auf seine heftige Zurückweisung von Lucias Einwand hin, daß vielleicht in seiner Geschichte die Frau selbst mit einem kleinen Plan, den Mann einzufangen, die Hand im Spiel gehabt haben könnte, nimmt der Oheim gegen Reinhart für sie Partei und erzählt im zehnten Kapitel die Geschichte, warum er selbst nicht geheiratet hat: »Die Geisterseher«. Hier geht es nämlich um die Gattenwahl einer Frau, die sich zwischen zwei in brüderlicher (immer noch das Motiv!) Freundschaft verbundenen Männern, die sie beide gleichermaßen zu lieben glaubt, entscheiden muß, da der Tod, der erst entscheiden sollte, sie beide aus dem Krieg hat zurückkehren lassen. Sie stellt beide auf die Probe, indem sie ihnen als Geist erscheint, also gleichsam als Abgesandte aus dem Reich des Todes. Der Erzähler, ein Berufssoldat, fällt erst in Ohnmacht und sitzt dann voller Grauen wehrlos »dem wesenlosen Scheusal« gegenüber, das viel entsetzlicher ist als die Todesnähe auf dem Schlachtfeld, während sein Freund und Rivale, ein junger Wissenschaftler, seine vernünftigen Gedanken mobilisiert »als ob es Polizeileute wären« <sup>35</sup>, behertzt das scheußliche Gespenst an der Nase packt und ihm die Wachsmaske vom Gesicht reißt. Und nun erfährt Reinhart, daß eben dieser wackere Wissenschaftler sein Vater ist und er seine Existenz dem Gesetz und Zufall der Versuchsanordnung verdankt, die

---

34. Ebd., S. 136.

35. Ebd., S. 186.

seine Mutter veranstaltet hat (denn natürlich waren die Bedingungen für ihre Spukerei nicht ganz gleich). Die Einheit, als die er sein Elternpaar zu betrachten gewohnt ist, kam durch ein Experiment zustande. Seinem Wissenschaftlervater haben das wissenschaftliche Denken, aber auch der Zufall geholfen, zu einer Frau zu kommen. Doch seiner Mutter wäre bei einem anderen Ausgang des Experiments vielleicht auch dieser eben kennengelernte Fremde, Lucias Oheim, recht gewesen, der ebensogut Reinharts Vater hätte werden können. Lucia beobachtet Reinharts Verstörung »voller Heiterkeit«.

»Das ganze Gesicht war so heiter wie der Himmel, wenn er vollkommen wolkenlos ist. [...]

Reinhart: »Ich begreife und würdige durchaus die Genugtuung, die Ihnen die Erzählung des Herren Oberst verschafft! Daß ich in meinem eigenen Papa geschlagen würde, hätte ich allerdings nicht geglaubt!«<sup>36</sup>

Und Lucia behauptet daraufhin, vom Hörensagen fast schon ein bißchen in diesen Papa verliebt zu sein. Also auch die Väter, die einem zwar zu zeigen vermögen, wie man zu einer Frau kommt, mischen sich nun als rivalisierende Störfaktoren in Reinharts Absichten ein.

In der nächsten Erzählung im elften Kapitel »Don Correa« fährt Reinhart daher schweres Geschütz auf, diesem Helden, einem wahren Conquistador und Kolonialherr, braucht kein Papa etwas zu zeigen. Er wählt ganz nach eigenem Gutdünken, ganz selbstherrlich, und er will seine Eroberung nur der eigenen Person verdanken, keinen anderen Attributen wie Reichtum, gesellschaftliche Stellung usw. Er verguckt sich in eine geheimnisvolle schöne Witwe, präsentiert sich ihr auf ihrem entlegenen Meeresschloß als armer Schiffbrüchiger und gewinnt kraft seiner erotisch anziehenden Mannesperson ihre Gunst. Doch als er sie nach der Heirat mit seiner Herrlichkeit und Macht überraschen, sie nun als sein Eigen in seine Welt einführen will, ist die Frau keineswegs mit so einer Umkehrung der Besitz- und Machtverhältnisse einverstanden. Als er sie zwingen will, versucht sie ihn umzubringen und wird als Gattenmörderin – denn schon ihr erster Mann mußte daran glauben – hingerichtet. Viele Jahre später erst nimmt Don Correa, auf der Höhe seines Kolonialherrenruhms, einen zweiten Heiratsanlauf – diesmal erwählt er das machtloseste Geschöpf, das er je getroffen, die von der Königsschwester von Angola als Stuhl benutzte und ihm mit verächtlicher Geste überlassene Sklavin Zambo. Hier kann er auf keinen Widerstand stoßen, nur wird ihm, nachdem die schöne Wilde getauft ist und nun Maria heißt, seine Entdeckung von der eigentlichen Kolonialmacht, in deren Namen er auftritt, von Mutter Kirche nämlich,

36. Ebd., S. 190f.

streitig gemacht. Die Jesuiten entführen sie ihm, um eine propagandistisch wertvolle Heilige aus ihr zu machen. Doch Lassie kehrt zurück, das treue Hündchen findet seinen Herrn wieder, und er kann sie heiraten und sie seine Sprache lehren. Aber er wird nie wissen, ob sie ihn genommen hätte, wenn sie einen freien Willen gehabt hätte, als er sie aus dem Staub aufflas.

Aus diesem unlösbaren Rest schmiedet Lucia nun flugs ihre Erwidernung, die Erzählung »Die Berlocken« (zwölftes Kapitel). Der junge Leutnant aus der Zeit Marie Antoinettes, der zahllose Frauenherzen gebrochen und Mädchenexistenzen geknickt hat, nur um ihnen jeweils einen Anhänger für sein Uhrgehänge, für seine phallisch protzende Berlockensammlung, abzunehmen, erkürt schließlich als Soldat in Amerika, seiner sich ins Eintönige der Wiederholungen totlaufenden erotischen Eroberungen müde, im Geiste Rousseaus und mitgerissen von dem gewaltigen Hauch von Freiheit, der von der Neuen Welt ausgeht, eine kleine Indianerin namens Quoneschi, die Wasserjungfer (also auch eine Galatee!)

»Wie würde das philosophische Paris erstaunen, dachte er sich, ihn mit diesem Inbegriff von Natur und Ursprünglichkeit am Arme zurückkehren und in die Salons treten zu sehen.«<sup>37</sup>

Er verlobt sich mit ihr, allerdings nur in Zeichensprache, und überläßt ihr zum Unterpfand auf ihr eindringlich ausgedrucktes Begehren hin seine Berlocken. Danach hat er einen beängstigenden Kastrations Traum, in dem ihm der Zopf abgeschnitten wird und eine Spinne ihn in die Nase beißt. Und am nächsten Tag, beim großen Fest jenseits des Flusses, zeigt sich dann, was die Wasserjungfer eigentlich vom eitlen, edlen Leutnant wollte. In wildem Tanz tritt ein junger Indianerkrieger in schaurig schönem Kostüm auf – und an einem Ring in seiner Nase baumeln blitzend, die Nasenflügel peitschend, die Berlocken, die Quoneschi zum Brautgeschenk für ihren Liebsten verwendet hat. »Der Herr von Vallormes bekam weder die Berlocken noch die Indianerin je wieder zu sehen.«<sup>38</sup>

Nach diesem Schluß eilt Lucia unter einem Vorwand »mit verhaltenem Lächeln« davon, und Reinhart ist wieder mit dem Erröten daran, als ihm der Oheim zu verstehen gibt, daß sie sich mit solch satirischen Pfeilen doch nur ihrer Haut erwehre, da es sie offensichtlich nicht gleichgültig lasse, daß Reinhart so »für allerhand unwissende und

---

37. Ebd., S. 262.

38. Ebd., S. 267.

arme Kreaturen« schwärme, »zu denen sie einmal nicht zu zählen das Glück oder Verdienst« habe.

»So geht es«, sagte er [Reinhart] mit unmerklicher Bewegung; »wenn man immer in Bildern und Gleichnissen spricht, so versteht man die Wirklichkeit zuletzt nicht mehr und wird unhöflich. [...] Es ist Zeit, daß ich abreite, sonst verwickle ich mich noch in Widersprüche und Torheiten mit meinem Geschwätz, wie eine Schnepfe im Garn.«<sup>39</sup>

Ja, gerade so ist es ihm ergangen, mit seinem wissenschaftlichen Durchblick ist es gründlich vorbei, seit ihn die Botschaft einer Frau an eine andere vom beabsichtigten Pfad abgebracht hat, seit sein Rezept verbrannt wurde und man ins Erzählen gekommen ist; seit die vermeintliche Einschreibung, wie eine erotische Vereinigung glücken kann, abgelöst worden ist durch Liebes- und Heiratsgeschichten, die allemal einen Rest übrigließen, ein Verfehlen, Überschuß und Manko. Reinhart und Lucia – sie mit dem Oheim als Schützenhilfe – haben gegeneinander erzählt, während Reinhart doch auf eine Annäherung hoffte. Er wollte Lucia zeigen, daß ein Mann kraft seiner Herrlichkeit eine Frau erwählen und lieben kann; auf ihrer Seite wurde gezeigt, daß auch die Frauen wählen, daß sie Netze auslegen, in denen das Männchen (Mannlein wurde Reinharts Papa genannt) sich verfängt, und daß auch sie ein Begehren haben. Auf keiner Seite ist es zu einer Geschichte der Gegenseitigkeit, eines ebenmäßigen, ausgewogenen Verhältnisses, gekommen, in dem zwei eigenständige Begehren sich begegnen und einander befriedigen. Brüderlichkeit (lies: Ebenbürtigkeit) und Geschlechterdifferenz lassen sich offenbar nicht vereinigen. Reinharts Männer suchten das Fremde, um es in Besitz zu nehmen, es sich zu eigen zu machen – und scheiterten daran oder verloren mit dem Besitz das eigentlich sie Reizende, die Fremdheit. Auf Lucias Seite ist dagegen ein großes Geheimnis geblieben. Die Frage, was sie treibt, was sie begehrt, warum sie anscheinend keinen Mann will, warum sie das einleisige männliche Begehren, das auch die Frauen übernehmen können, töricht findet, ist nicht beantwortet worden.

Sie erhält sich bis ins letzte Kapitel »In welchem das *Sinngedicht* sich bewährt«. Reinhart ist eiligst abgeritten, weil er sich zu sehr in »Bilder und Gleichnisse« verstrickt hat, um einen direkten, offenen Antrag zu wagen, weil er sich vor einer Ablehnung scheut, die ihn ja »um alles« bringen würde. Er kehrt, in der Zwischenzeit immer ernstlicher liebeskrank, auf Einladung Lucias im Herbst zurück, da inzwischen seine Eltern, mit denen der Oheim wieder Kontakt aufgenommen hat, auf

39. Ebd., S. 268.

dem Landsitz zu Besuch sind. Er findet alle in bester Laune und ganz verjüngt vor: »niemand wollte alt sein oder es werden, denn alle hatten es in sich.«<sup>40</sup>

Und nun erzählt ihm Lucia, als sie einen Tag allein geblieben sind, ihre eigene Geschichte. Er hat in einem ihrer Bücher ein mit Seide gesticktes Blättchen gefunden: zwischen einem Tannenbäumchen und einer Staude mit zwei roten Rosen steckt ein Herz im Boden, von dem ein entzweigeeschnittenes Band flattert, dessen andere Hälfte an einem zweiten Herzen hängt, das mit Flügeln und Flammen gen Himmel fliegt. Sie gesteht ihm errötend, daß sie diese Arbeit im Kloster gefertigt habe, weil sie nämlich katholisch sei. Als sie ihm sagt, daß sie nicht so geboren, sondern es geworden sei, errötet sie noch tiefer, und Reinhart erschrickt. Und dann erzählt sie ihm ihr Geheimnis von diesem Religionsübertritt, das nicht einmal ihr Oheim kennt. Es ist eine Kindergeschichte, die Geschichte der protestantisch erzogenen Tochter einer Katholikin, die einen Protestanten geheiratet und sich dessen Glauben angepaßt hat. Nur zu Festen fährt sie mit ihrem Töchterchen den Fluß hinunter in ein Kloster, wo eine Jugendfreundin Nonne ist.

»Kamen wir dann nach Hause, so verglich uns der selige Valter scherzend mit jenen aztekischen Indianern, welche heutzutage noch zu gewissen Zeiten auf den großen Strömen landeinwärts fahren sollen, um an geheimnisvollen Orten den alten Göttern zu opfern.«<sup>41</sup>

Zu diesen alten Göttern meint Lucia aufbrechen zu müssen, als sie nach dem frühen Tod der Mutter vereinsamt und vom Vater gleichgültigen Erzieherinnen überlassen den jungen Mann, der sie als kleines Kind scherzend und kosend seine Braut zu nennen pflegte, wiedersieht und ihn in kindlicher Unschuld um baldige Erfüllung seines Eheversprechens bittet. Er lacht und sagt, erst müsse sie katholisch werden, worauf sie – heimlich und wohl wissend, daß sie ihren Vater damit zutiefst erzürnt – zu der Nonne ins Kloster geht, um den Übertritt zu vollziehen, ohne dabei irgendeinen religiösen Trieb zu spüren, nur ein böses Gewissen. Sie getraut sich nicht, dem Vater bei seiner Rückkehr diesen Abfall zu gestehen, wird von ihm in ein protestantisches Internat gebracht und erfährt dort eines Tages, daß ihre Kinderliebe in Rom Priester geworden ist. Seit dem bald darauffolgenden Tod des Vaters lebt sie nun einsam mit ihrem Onkel, einem Bruder der Mutter.

Für mich bleibt das die eigentlich rätselhafte Geschichte dieser Sammlung. Warum sind die Folgen dieser »Kinderei« für Lucia so ernst, so lebensbestimmend? Warum sagt sie, sich zwar von der törich-

40. Ebd., S. 271.

41. Ebd., S. 277.

ten Liebesleidenschaft und ihrem Gegenstand als bald geheilt erklärend: »Aber ich hatte durch meine Streiche Jugend, Leben und Glück, oder was man dafür hält, mir selbst vor der Nase abgesperrt.«<sup>42</sup>

Sie hat mit ihrem Konfessionswechsel, den sie nicht mehr rückgängig machen kann, ohne »als abenteuerliche Doppelkonvertitin ins Gerücht zu kommen«, einen Abfall begangen, sie hat in ihrer romantischen Kleinmädchenschwärmerei ihre geistige Ordnung, die symbolische Vaterwelt, in der sie existiert, verraten, um sich zu gatten, verführt durch den Mutwillen eines Mannes, dessen Geschlechtlichkeit sie in ihrem Alter damals noch zutiefst erschreckte und von dessen Verhaftung im Zölibat sie nichts ahnen konnte. So ist sie, in einem absurden Schritt, in die archaische Mutterordnung zurückgekehrt, in die Welt der geliebten Toten, mit vierzehn Jahren an der Schwelle des Lebens, gerade als sie der in Geschlechter geteilten Menschenart gemäß leben zu wollen meinte. Der protestantische Vater war zwar nicht besonders religiös – es geht hier nicht wirklich um religiöse Fragen –, aber er sagte, daß man nicht zurückschauen dürfe; im Protestantismus gibt es den Zölibat, den Verzicht auf Gattung, das Verbot des Sich-Gattens, nicht mehr. Es ist, als wäre Lucia in ihrer ahnungslosen romantischen Kinderliebe der Kopf verdreht worden, zurück, und als wäre sie dadurch, zu ihrer furchtbaren Enttäuschung, unter das Verbot der Gattung geraten, auf den Schnitt, den Bruch zwischen himmlischer und irdischer Liebe, den sie nicht selbst vollzogen hat. Sie lebt in dieser Spaltung als dem traumatischen Jugenderlebnis weiter, keine Nonne, gewiß nicht, aber auch keine irdisch geschlechtlich liebende Frau. In einem Brief von Reinharts Mutter über sie heißt es: »die Lucie sei eine ernsthafte und kluge Person mit dem Gemüt eines Kindes«<sup>43</sup> und das wirft, denke ich, das klärende Licht auf den uns heute so schwer einleuchtenden Makel, das verscherzte Lebensglück, den sie von ihrem heimlichen Religionswechsel davonzutragen glaubt. Lucia hat sich mit dem Katholischwerden aus Sehnsucht nach der toten Mutter in ihre Kinderwelt eingeschlossen, in eine kindliche Existenz, in der der genitalen Sexualität jede Realisierung versagt ist. Sie verachtet die Männer, die Erotik praktizieren, aber deren eigentliches Begehren anderem (der Priesterkarriere im Fall ihres Verführers, aber es hätte auch die Wissenschaft sein können) gilt. Die Hinwendung zum Vater als Ablösung von der Mutterbindung, die Bedingung für die Entwicklung der weiblichen Sexualität hin zum Manne, ist sozusagen von ihr wider besseres Wissen und in einem törichten Getäuschtwerden durch einen Mann, rückgängig gemacht worden – und gleichzeitig ist sie dem Vater treu, als rationales, intellektuelles Wesen.

42. Ebd., S. 294.

43. Ebd., S. 270.

Und nun gelingt Keller das Wunder, alles zusammenzuführen und zu heilen. Nach Lucias »Beichte«, auf die Reinhart tief bewegt und einfühlsam reagiert, machen die beiden einen Spaziergang, als »Liebesboten« für das mit einem Schuster verlobte Hausmädchen, das diesem etwas ausrichten lassen will. Sie wandern durch den Wald, wo sie allerlei wundersame Naturphänomene erleben dürfen, und überraschen schließlich den jungen verliebten Meister in seiner Werkstatt beim Pechdrahtziehen, wozu er Goethes Jugendliedchen »Mit einem gemalten Bande« singt, nach Art der Handwerksburschen und dazu noch auf sächsisch. Und das ist so komisch und rührend und beglückend, vor allem weil seine Kanarienvögel laut mitschmettern, daß ein wahrer Tumult entsteht

»von welchem hingerissen Lucie und Reinhart sich küßten. Lucie hatte die Augen voll Wasser, und doch lachte sie, indem sie purpurrot wurde von einem lange entbehrten und verschmähten Gefühle, und Reinhart sah deutlich, wie die schöne Glut sich in dem weißen Gesichte verbreitete.«

Es ist geschafft.

»Bei Gott, jetzt haben wir doch Ihr schlimmes Rezept von dem alten Logau ausgeführt!«,

ruft sie und er antwortet

»auch ich habe wahrhaftig nicht an das Epigramm gedacht, und nun ist es doch gelungen. Willst du mir deine Hand geben?«<sup>44</sup>

Sie sind nun ein Paar. Wie hat es dazu kommen können? Genau darum, weil es nicht hätte dazu kommen müssen. Ein Tumult hat alles durcheinandergerührt, alle Positionen und Spaltungen für einen chaotischen Augenblick aufgewirbelt und ineinandergewirbelt. Es gibt kein Naturgesetz für die Gattenwahl, die Gattung, beim Menschen. Keller zeigt uns das so tragisch wie eindringlich, an die Stelle solcher nicht existierender Naturgesetze tritt eben das Erzählen, die Mythen, Fabeln, Märchen, der Roman, und auch der Novellenzyklus mit einer glücklich endenden dürfenden Rahmenhandlung: das Sinngedicht. Der Sinn davon ist gedichtet, in der Reichsunmittelbarkeit der Poesie, die in der Gattung (der literarischen) zu einem glücklichen Ausgang führen darf, ohne das die Bitterkeit des Wirklichen dabei unterschlagen würde.

Falls Sie sich gewundert haben sollten, wo denn die Psychoanalyse bei dieser Lektüre abgeblieben ist, müssen Sie mir jetzt einfach glauben, daß man auch mit der Psychoanalyse sprechen kann, ohne

---

44. Ebd., S. 300f.

deren Termini zu verwenden. Die psychoanalytische Theorie ist aufgebaut auf einer radikalen Asymmetrie von Frau und Mann. So einsichtig das Funktionieren der männlichen Sexualität ist, so kompliziert und gespalten und überschüssig ist sie bei der weiblichen. Ich will mit Keller schließen, der vielleicht der frauenseligste männliche Schriftsteller ist, den ich kenne. Der letzte Satz lautet:

»Reinhart nannte später seine schöne Frau, wie der Oheim, nur Lux und, indem er das Wortspiel fortsetzte, die Zeit, da er sie noch nicht gekannt hatte – *ante lucem*, vor Tagesanbruch.«<sup>45</sup>

---

45. Ebd., S. 301.

